

# **Landesbibliothek Oldenburg**

**Digitalisierung von Drucken**

## **Vom Oldenburger Hoftheater zum Dresdner**

**Löhn-Siegel, Anna**

**Oldenburg, 1885**

XXI. Der Dichter Robert Griepenkerl. Aufführung seines Trauerspiels:  
Maximilian Robespierre. Die Braut von Korinth, von Emil Palleske.  
Verhandlung mit Graf Bochholz. Abschied von Palleske. Abschied ...

**urn:nbn:de:gbv:45:1-5977**

Der Dichter Robert Griepenkerl. Aufführung seines Trauerspiels: Maximilian Robespierre. Die Braut von Korinth, von Emil Palleske. Verhandlung mit Graf Bochholz. Abschied von Palleske. Abschied von Oldenburg.

Im Laufe der Saison kam der dramatische Dichter Robert Griepenkerl nach Oldenburg. Auch er wurde in unser Kränzchen eingeführt und las in Gegenwart des Intendanten und der Mehrzahl der Mitglieder sein Trauerspiel: ‚Maximilian Robespierre‘ vor.

So gewannen diese Schauspielerzusammenkünfte zwei neue Vorzüge. Sie boten Gelegenheit, dramatische Dichtungen durch den Mund des Autors kennen zu lernen und im Anschluß an die Lectüre das Für und Wider bezüglich der Aufführung künstlerisch abzuwägen. Zweitens erwuchs dem Dichter ein belebender Areopag durch die Künstler, vor denen er die Schätze seines Geistes ausbreiten konnte, ohne sie erst den dunkeln Weg durch den Archivstaub nehmen zu sehn, der so manches gute Werk begräbt.

Griepenkerl lobte die Einrichtung der Kränzchen-Abende und sagte:

„Schlägt man bei den Schauspielern mit einem Werk durch, ist schon viel gewonnen. Laßt Eure Zusammenkünfte nur nicht etwa wieder eingehn. Ihr gebt eine Macht aus den Händen.“

Eine lebhaftere Debatte folgte der Vorlesung, aber der Dichter und sein Werk blieben Sieger. Es wurde zur Ausführung angenommen, nachdem man sich über einige Aenderungen, welche die Regisseure mit Sachkunde motivirten, geeinigt hatte.

Griepenkerl's aufblühendes dramatisches Talent berechtigte zu schönen Hoffnungen. „Er hat,“ sagte Adolf Stahr, „den welthistorischen Stoff zu seinem Drama durch die eigene Kraft wirken lassen und somit ein Stück Geschichte dramatisiren wollen. Eine Absicht, die an sich löblich ist, wenn es ihm bei der Durchführung derselben auch nicht ganz gelungen ist, seinem Werke den Stempel von einem eigentlichen Kunsterzeugniß aufzudrücken. Sehr zu rühmen ist die großartige Auffassung des Stoffes, die Formgewandtheit und die kraftvolle Sprache. Er kann noch Großes leisten.“

Robert Griepenkerl's Erscheinung stimmte mit der markigen Eigenart seines Talents überein. Der große Kopf mit dem buschigen Haar, den er lebhaft hin und her bewegte und der auf breiten Schultern saß, so wie die gedrungene Gestalt, veranlaßten eine unserer Damen zu der Bemerkung, er gleiche einem Athleten, den sie kürzlich in Bremen bewundert habe. Sein Vortrag machte durch Energie und loderndes Feuer in den stürmischen Revolutionsscenen einen hinreißenden Eindruck.

Der Dichter des Kobespierre vertheidigte gelegentlich einer andern unserer Schauspielerzusammenkünfte die Poesie des Häßlichen in den originellen Kraftdramen Friedrich Hebbel's. Wer Wahrheit schildern wolle, müsse das Häßliche nicht zimperlich übertünchen. Das sei ja auch bei Shakespeare nicht der Fall. Die Gegenwart vollends werde solche Verzärtelung immer entschiedener ablehnen. Gerade das Theater sei berufen, die Geschichte in ihrer unzugestutzten Gestalt vor dem Volke aufleben zu lassen. Man habe es jetzt in den Tagen des Partheihaders gesehn, das Volk verstehe noch Geschichte zu machen, so

lahm und zahm es sich lange gezeigt. Es wolle sich nun erst recht so auf der Bühne im Spiegel sehn, wie es in den Tagen der überschäumenden Kraft gewesen, eben weil die Bewegung bereits im Niedergange sei. Die Bühne müsse dem Zeitgeist, der nur an der ungeschminkten Wahrheit zu neuen Thaten erstarken könne, die weitestgehenden Concessionen machen.

Man konnte es zwischen den Zeilen lesen: Griepenkerl hoffte ein neuer ‚Dramenprediger in der Wüste‘ zu werden und zählte zugleich auf Hebbel's gleichgeartetes Streben. Und wie er Lektorn einen poetischen Mauerbrecher nannte, so wies er auf musikalischem Gebiete schon damals auf Richard Wagner hin. Doch erregte der Zukunftskündiger in beiden Fällen das Kopfschütteln der literaturbesessenen Zeitgenossen. Namentlich waren es Stahr und Palleske, die in Hebbel einen genialen Vertreter des Paradoxen sahen, wenn sie auch Großartigkeit der Conception und Gedankenfülle an ihm bewunderten.

In Bezug auf die Oper sprach Stahr treffende Wahrheit, die bei mir das lebhafteste Echo fand:

„In diesem Bereich läßt sich allerdings viel Wunderliches und Ungeheuerliches des Textes mit Tönen verzeihlich, wenn auch nicht begreiflich machen, mit Posaunen und Pauken überdonnern, mit Decorationspinseln übermalen. Töne können um den klaren Verstand bringen. Das aufgeregte Gefühl, der Sinnenreiz, dem das Gehörorgan unterliegt, entschuldigt, ja verhimmelt den Nonsens.“

Die Aufführung des Robespierre wurde zu einer erfreulichen Kunstthat und zeigte wieder einmal den künstlerischen Eifer der Oldenburger Kunstgenossenschaft in günstigem Lichte. Zur Leseprobe wurde Professor Stahr eingeladen und wirkte durch glänzende historische Schlaglichter und durch feine, mit epigrammatischer Kürze eingestreute Winke zu noch größerer Vertiefung und packenderer Behandlung der Characteres mit. Gewissenhafte Scenenproben folgten, alle Schauspieler waren

mit Lust am Werke. Leider konnte der Dichter seine Zusage, den Proben und der Premiere beizuwohnen, nicht erfüllen.

Die Herren Moltke, Häser I., Ballecke, in den Rollen des Danton, Desmoulin, Robespierre, leisteten Vorzügliches. Frau Bluhm als Lucile war hinreißend. Volksscenen und alle Ensembles klappten und athmeten Frische. Mir war die Therese Cabarrus übertragen worden. Die Rolle ging mir, wie man sagt, in's Blut, und ich war erfreut zu gewahren, daß es meinem Streben gelang, das eigene Ergriffensein dem Publicum fühlbar zu machen. Letzteres brachte dem Stück eine für das nordische Naturell überraschende Empfänglichkeit entgegen. Doch mochte auch der dem politischen Fluidum, das in der Luft schwebte, entsprechende Inhalt auf den günstigen Wiederhall in der Stimmung Einfluß üben.

Später kam der Hannöversche Hofschauspieler Kaiser zu uns, um als Robespierre zu gastiren. Ich fand, daß der tüchtige Characterdarsteller die heuchlerische Seite der Rolle, den versteckten brennenden Ehrgeiz, der die Handlungen Robespierre's leitete und den er sorgsam hinter einem schwärmerischen Patriotismus verbarg, intensiver hervorhob, als Ballecke. Die Vaterlandsliebe des jüngern Characterspielers trat zu ehrlich und aufrichtig in die Erscheinung, gleich als risse dieser edle Zug den berechneten, kaltspeculirenden Advocaten von Arras im entscheidenden Moment über sich selbst hinaus, als dünkte er sich Gott zu sein, die Blitze regierend, aber tödtend um zu segnen.

Unserm innigen Freundschaftsbündniß entsprechend, war ich offen und gab dem hochstrebenden Künstler meine Ansicht zu erkennen, als er sie wissen wollte.

„Sie mögen Recht haben,“ entgegnete er, „ich glaubte meine Auffassung, daß der grausame Revolutionär zu veredeln sei, — in der Darstellung heißt das —, gerade jetzt, wo die Regierungen überall verkappte Revolutionärs sehn, und wo so

viel falscher Patriotismus unterläuft, zu einem Typus entwickeln zu können, der manche Erscheinungen unserer Zeit eher erläutert als verdüstert."

"Das scheint mir für die Bühne zu weit ausgeholt," erwiderte ich, "das würde Tendenzschauspielerei sein, wie es Tendenzdichtung giebt."

"Meine Frau sagte zu mir," begann Palleste von Neuem, "Du warst nicht grausam genug, warst nicht genug Tyrann mit Genuß. Das kommt mit Ihrem Urtheil so ziemlich auf Eins hinaus. Aber Stahr ist zufrieden, wenigstens war er es am Abend der Vorstellung. Sie haben uns, sagte er, nicht den ganzen Mann der Schreckens- und Henkerherrschaft gegeben, aber ich möchte behaupten: etwas Besseres. Es sei dem Schauspieler immerhin gestattet, ja, es ehrt ihn, wenn er die Geschichte in einem Lichte darzustellen vermag, das mit einigen Strahlen der humaneren Gegenwart getränkt ist." —

Eine der interessantesten Vorstellungen war für mich, als Freundin des begabten Dichters, diejenige der ‚Braut von Korinth‘ von Emil Palleste. Er übertrug mir die Braut, „wenn Sie sich,“ sagte er, „mit dem lyrisch angehauchten, in mehr als einer Hinsicht unvollkommenen Wesen befreunden können“. Meine Gefinnungen für den Autor steigerten die Anforderungen, die ich an mich selbst stellte, ich wollte ihm so gern eine rechte Herzensfreude bereiten und versenkte mich mit allem Kraftaufgebot und aller Liebe in die liebenswerthe Dichtung.

Die Vorstellung war in gewohnter Weise sorgfältig vorbereitet worden und machte den erwarteten günstigen Eindruck. Dichter und Darsteller wurden mehrfach gerufen, ersterer, der geistig eben so hoch stand, als bescheiden der Platz war, den er selbst sich anwies, behauptete: nur die Wiedergabe seines Werkes durch seine liebevoll beeiferten Collegen habe demselben den erfreulichen Erfolg verschafft. Mir wurde die unvergeß-

liche Genugthuung, aus seinem Munde zu hören, daß ich seinen Intentionen ganz entsprochen habe. Ein in Sappho'schem Odemaße abgefaßtes Dankgedicht, worin mein Verdienst weit überschätzt war, sprach dies dithyrambisch aus. Nie hat mir der edle Dichter ‚die Freundschaftsthat‘, die doch zugleich Kunstpflicht war, vergessen. Er schlug sie vielleicht deshalb höher an, weil ich in dieser Rolle ‚mein ganzes Sein und Wesen auf den Kopf stellen müsse‘.

„Wenn ich an Ihre Fürstin Udäschkin in Graf Waldemar dachte,“ sagte er später einmal, „die ich für eine Ihrer besten Rollen erkläre, wurde mir bange um meine Braut. Aber Sie haben sich mir und meiner Dichtung zu Liebe in der süßesten Weise Gewalt angethan.“

„Also die russificirte Sumpfpflanze aus der deutschen Volkshese, diese Fürstin Udäschkin, halten Sie für identischer mit meinem Wesen, als Ihre holde Braut? Mich schönstens zu bedanken,“ rief ich verletzt aus. „Nun weiß ich auch, warum Sie mich als Fürstin so herzlich schlecht gemalt haben. Sumpfarben stellten am treffendsten mein Sein und Wesen dar?“

Wir neckten uns eine Weile tüchtig, bis Palleste also schloß:

„Lassen Sie's gut sein, theure Freundin, das prickelnde Arom, das aus der Freytag'schen Rolle und aus dem ganzen Stück weht, wenn es auch einen zersekenden Athem haucht, regte die ironisch satyrische Ader in Ihnen an, und ohne selbst udäschkinisch zu empfinden, vermochten sie mit Genuß udäschkinisch zu scheinen. Abgemacht!“

Vom Landtagsabgeordneten Wibel, den ich persönlich nicht kannte, erhielt ich eine Zuschrift, deren Inhalt sowohl für den Dichter der Braut von Korinth, als für die Darstellerin derselben ehrenvoll war. Er schrieb unter Anderm: „Die gestrige Vorstellung machte mir wieder klar, was Manche läugnen wollen: daß ein gutes Theater die Stätte ist, wo der im Alltagsdasein herabgedrückte Mensch Erhebung und Läuterung findet. Den

Höhepunkt Ihrer Leistung bildete der Kampf zwischen Pflicht und Liebe, der aber auch in der Dichtung, meines Erachtens, den höchsten Anforderungen an seelischen Ausdruck entspricht. Aber ich glaubte auch zu bemerken, daß selbst von manchen Intelligenten im Publikum diejenigen Darsteller nicht immer hinreichend geschätzt werden, die durch hervorragende Geistesbildung dem Dichterwerke näher stehn, als gewöhnliche Schauspieler, und die doch gerade deshalb vor allen andern der Stolz jeder Bühne sein sollten.“ —

Und nun kam der traurige Entscheidungstag, den ich längst erwarten durfte. Graf Bochholz erschien bei mir, um sich im Auftrage des Großherzogs meiner ferneren Mitwirkung an seiner Kunstanstalt zu versichern. Ich erschrak wie das schlechte Gewissen, hatte aber doch nie den Muth gefunden, Andeutungen über mein bevorstehendes Ausscheiden aus dem mir so theuern Kunstverbände zu machen. Erröthend unterbrach ich den Fluß seiner wohlwollenden Einleitung zu den geschäftlichen Verhandlungen und legte ihm statt aller Auseinandersetzungen den mit Herrn von Lüttichau abgeschlossenen dreijährigen Contract vor. Wie weh wurde mir's im Herzen, als ich das freundliche Antlitz des gemüthvollen Mannes, der mit so guter Botschaft gekommen war, nun plötzlich ernst und kalt vor mir sah.

„Allerdings,“ sagte er mit der Verbindlichkeit des Hofmannes, „Sie streben höher, es ist natürlich, und ein so ehrenvoller Antrag von einem der ersten Hoftheater Deutschlands — ich hätte es, nach den Briefen des Herrn von Lüttichau zu urtheilen, ahnen sollen. Nehmen Sie meine herzlichsten Gratulationen, Sie verdienen Ihr Glück. So leid mir Ihr Weggang thut und gewiß Allen, ich gönne es Ihnen von Herzen.“

Rasch entfernte sich der Graf, ich blieb weinend zurück, es war mir, als hätte ich eine schwere Sünde begangen und sie ohne Herzerleichterung gebeichtet.



Und nun brach noch das Schmerzlichste über mich herein, als Palleste vorwurfsvoll und fast zürnend sagte:

„Wie? das konnten Sie mir ein halbes Jahr lang verschweigen? Mir wär' es unmöglich gewesen, über ein so epochemachendes Ereigniß im jungen Künstlerleben die nächsten Freunde in Unwissenheit zu lassen. Ja, ja, Sie hätten den Robespierre und seinen tiefversteckten Ehrgeiz besser dargestellt als ich.“

Mit beweglichen, vom Herzen strömenden Worten hat ich den edeln Freund um Verzeihung und erhielt sie, als ich mein Schweigen wahrheitsgetreu damit motivirt hatte, daß ich mir die bevorstehende Trennung durch Alleinwissen erleichterte, während sie mir zehnfach bitterer geworden wäre und gleichsam so viel öfter hätte erduldet werden müssen, wenn ich sie mit den geliebten Mitwissern mehrfach durchgesprochen und folglich durchgeföhlt haben würde.

Aber weder Gratulationen aus dem Publikum, noch Weihrauchdüfte, die der kleinen Künstlereitelkeit aus dem Staunen, ja, aus dem offen ausgesprochenen Neide mancher strebsamen Collegen entgendampften, konnten mich in dem Grade be- rauschen, um zu der Hoffnung zu gelangen, daß ich im Sonnen- äther der erhabenen Dresdner Kunstsphären zufriedener und glücklicher werden würde, als ich es auf dem kleinen Planeten gewesen war, den ich verließ.

Traurig war auch der alte Theateronkel Jürgens, als er von meinem bevorstehenden Scheiden hörte, und so geföhlvoll gestimmt, als es sein Materialismus und sein Spleen erlaubten.

Der Ton wenigstens klang tief wehmüthig, als er mir zum letzten Male den Arm bot und das landesübliche: „Haken Sie ein!“ sprach, das ich nicht ausstehn konnte. Mergelich entgegnete ich:

„Sehn Sie denn bei dem geschmacklosen Ausdrucke nicht, gleich mir, einen krummen Birnenhaken vor sich?“

„Nein,“ antwortete er elegisch, „ich sehe zwei Arme, die sich verschlingen wollen, und von denen der eine, d. h. der Ihrige, den meinigen angenehm berühren wird. Also haben Sie nur!“

Mit diesem spaßigen Verdruß über den Birnenhafen trennten wir uns auf Nimmerwiedersehn.

Es war eine Großthat, daß der spleensicke Künstlerfreund sich zu einem Briefe aufschwang, den ich nach kurzem Aufenthalt in Dresden empfing, und worin er den Wunsch aussprach, ich möchte ‚feingestellt‘ sein.

Das war auch ein Ausdruck, der mir erst in Oldenburg bekannt wurde, er bedeutete Wohlbefinden, Gesundsein. Da das ‚St‘ in jenem Dialect ohne den Anklang des Zischlautes gesprochen wird, so erhielt dies ‚feinges—tellt‘ etwas absonderlich Bierliches, und es war mir, wenn ich es vernahm, als sähe ich einen manierlich dressirten, reingewaschenen Pudel mit himmelblauer Halschleife feinstens auf die Hinterbeine ges—tellt.

Das schrieb ich dem Dufel. Er antwortete aber nicht, und als ich nach langen Jahren die lieben Collegen und Bekannten in Oldenburg einmal aufsuchte, erfuhr ich, daß er gar nicht mehr ges—tellt war, sondern lag, im Grabe. Da überkam mich ein ehrliches Trauergefühl und ich hätte gewünscht, nur noch einmal das häßliche: Haben Sie ein! von seinen Lippen zu hören. —

Ueber allen meinen Versuchen, bei dem von mir innig verehrten Dichter Julius Moser eingeführt zu werden, waltete ein neidisches Gestirn. Sobald ich mich um diese Gunst bewarb, gestattete sein Gesundheitszustand die Aufnahme einer neuen Persönlichkeit in seinen nähern Bekanntenkreis nicht. Da faßte ich den Entschluß, ehe ich von Oldenburg schied, mich wenigstens durch eine Geistesvisite bei dem Edlen als seine Verehrerin zu documentiren. Ich schrieb einige Distichen nieder, die meinen Empfindungen lebhaften Ausdruck gaben, verbarg das Blatt in

einem Strauße duftiger Frühlingsblumen und legte Beides, mich tief verbeugend, in seine Hand, als er mir am Nachmittag im Fahrstuhl unweit seines Hauses, wo ich ihn erwartet hatte, begegnete. Der treue Diener, der den Leidenden langsam und fürsorglich vor sich her schob, schaute überrascht auf, grüßte höflich und dankte mit leisem Wort. Ein fragender Blick aus den dunkeln Feueraugen des Dichters fiel auf die Spenderin, die beschämt von dannen eilte. —

Auf Bitten Freund Palleste's legte ich diesem vor unserer Trennung noch einige Geisteskinder vor, die mich in Oldenburg's traulicher Stille beschäftigt hatten, und unter denen, außer Gedichten, auch einige Prosaversuche waren. Plötzlich wurde er nachdenklich, blickte mich forschend an und sagte nach einer, mich befremdenden Pause:

„Ich hab's, Sie, Sie sind die Verfasserin des kleinen Kunst-Schutz-Artikels in der Oldenburger Zeitung, den wir Alle mit dankbarer Begeisterung für den unbekanntem Autor unterschrieben, den Grafen und Sie selbst nicht ausgeschlossen. Daß ich das nicht errieth und Adolf Stahr hartnäckig jenes Opus vindicirte? — Aber auch ein so abnormer, unglaublicher Frauencharacter, wie der Ihrige! Dieser Muth zur That und dieses unverbrüchliche Schweigen, diese felsenfeste Diplomaten-comödie vor den durchdringendsten, d. h. den Schauspieleraugen? Auch nicht der Triumph riß die junge Musenpriesterin zu einem verrätherischen Blick oder Wort hin?“ —

Palleste übergab mir seine Dramen ‚Achilles‘ und die ‚Braut von Korinth‘, damit ich sie in Dresden mit seinen Versicherungen der Hochverehrung in Eduard Devrient's Hände lege.

„Wenn ich den einmal classische Dramen vorlesen hören könnte,“ fügte er hinzu, „daß dürfte bestimmend für meine Zukunft werden. Und nun — Scheiden!“

Ich wollte stark sein, fühlte aber, daß meine Augen feucht wurden, als ich die mit warmem Gefühl gesprochenen Worte vernahm:

„Es wird mir recht bange sein, mit Ihnen nicht mehr politisch zanken, nicht mehr poetisch mich versöhnen zu können, liebste Collegin. In einer Coullisse trumpfte ich Sie tagesgeschichtlich ab, in der andern suchte ich Sie wieder, um mich von Ihnen ironisch trösten zu lassen. Ach, es war doch ein schönes Freundschaftsbündniß! Möge es ewig fortbestehn, auch ohne Coullissenverkehr, dramaturgische Kränzchen und Hausbesuche!“

„Amen!“ rief ich aus vollster Seele. Und es hat fortbestanden, treu, wahr, rein. —

Die letzte Vorstellung, in welcher ich vor dem Oldenburger Hofe und Publikum erschien, war die des Shakespeare'schen Sommernachtstraums, zugleich die letzte vor den Sommerferien.

Als Helena schied ich von der mir so theuern kleinen Musenstätte und drückte den lieben Collegen, die mich mit herzlichen Wünschen begleiteten, die Hand zum Abschiede.

Niemals habe ich, wenn ich auf der Dresdner Hofbühne als Hermia oder Hippolyta stand, die herzbestrickenden Melodien Mendelssohn's vernommen, ohne jenes Abschiedsabends in Oldenburg zu gedenken, und wenn die ‚schlafbeschwörende Musik‘ im zweiten Acte erkönte, und ich mit geschlossenen Lidern auf dem Moosbügel im Walde bei Athen lag, war es mir anfangs oft, als solle ich sie im trauten Oldenburg wieder öffnen.



## Schlusswort.

---

Im Dresdner Engagement führte ich ein Theatertagebuch nicht mehr. Die Schauspielerin trat überhaupt gegen die aufstrebende Dichterin immer mehr zurück. Da an der Hofbühne sämtliche Fächer reich besetzt waren, und durch zum Theil ausgezeichnete künstlerische Kräfte, spielte ich seltener Comödie, als in allen meinen frühern Engagements, gewann aber dadurch Muße, zugleich unterstützt von einem stets wachsenden Kreise geistvoller Gönner und Förderer meines productiven Talents, letzteres immer mehr zu entwickeln und mich in entsprechende wissenschaftliche Studien zu vertiefen. Zu jenen Förderern gehörte auch der treffliche Mann, der anfangs mein politischer Bildner und literarischer Genosse war, später mein Gatte wurde: der Begründer und Chefredacteur der Dresdner Constitutionellen Zeitung: Advocat Siegel.

Der reformatorische Grundzug in Siegels Character und sein edler Freimuth berührten mich überaus sympathisch und befestigten in mir die verwandte Richtung.

Ich schrieb ‚Briefe an die freie Luft‘, in denen ich Alles, was mir auf der Seele brannte, in freimüthigster Tonart aushauchte, und in welchen auch meine Aufzeichnungen über die Zustände und Stimmungen in Dresden zur Zeit der preussischen Occupation im Jahre 1866 enthalten sind. Siegel las sie, billigte Form und Inhalt und fühlte sich veranlaßt, sie durch werthvolles Material zu bereichern, das auf Personen, Thatfachen und Motive neue und überraschende Schlaglichter warf. War der Gewinn unzweifelhaft, so erhielten diese Aufzeich-

n  
v  
p  
l  
g  
s  
s  
C  
L  
S  
C

nungen aber auch ein politisch-polemischer Gepräge, ähnlich jenen ‚Enthüllungen‘, deren Veröffentlichung vielfach verlehrt, und deshalb, wenn nicht eine Herausforderung dazu drängt, wohl besser einer späteren Zeit vorbehalten bleibt. —

Mein Theatertagebuch schließt im Jahre 1850, nachdem ich das Dresdner Engagement angetreten hatte. Die letzten Worte kennzeichnen mein Streben überhaupt und meine Stellung zum Theater. Sie lauten:

„Wenn es mir durch redlichsten Eifer und mit Einsetzung all meiner schauspielerischen Befähigung gelingen sollte, mich an diesem berühmten Kunstinstitut zu halten, so wären die Voraussetzungen erfüllt, unter denen ich vor vier Jahren die Theaterlaufbahn betrat, eine Laufbahn, an welcher ich festhielt trotz aller Hindernisse, Mühsale und Kämpfe, die ich allein und ohne jede verwandtschaftliche oder fremde Hülfe zu bewältigen hatte: Ich wäre Schauspielerin um Dichterin sein zu können.“



